

**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz  
**Herausgeber:** Franz Otto Schmid  
**Band:** 3 (1908-1909)  
**Heft:** 8

**Buchbesprechung:** Bücherschau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Interesse erregen. — Der Held ist ein junger Graf De Courcy, der sich an die Spitze einer antisemitischen Bewegung gestellt hat. Darum will er auch einen jüdischen Millionär, Gutlich, der seiner antiklerikalen Ueberzeugung viel Geld opfert, aus einem Klub herauswerfen lassen. Da ihm dies nicht gelingt, beleidigt er den Juden, um ihn zum Duell zu nötigen. Der junge Antisemit ist entschlossen, seinen Gegner zu töten, aber seine Mutter fleht ihn an, von diesem Vorhaben abzustehen. Die Eindringlichkeit ihrer Bitten lassen in dem jungen

Grafen einen Verdacht aufkommen, um so mehr, als er kurz vorher seinen Gegner im Salon der Mutter überrascht hat. So sucht er zunächst mit Güte und endlich mit bestimmter Frage das Geheimnis zu lüften. Er zwingt seine Mutter, ihm zu gestehen, daß er selber der Sohn des Juden ist, den er herausgefordert. Der Graf sieht keinen andern Ausweg mehr als den Selbstmord. Vergeblich suchen ihn seine Mutter und sein Beichtvater, ein mit feiner Psychologie gezeichneter Jesuit, von diesem Schritte abzuhalten; das Stück schließt mit dem Tode des Antisemiten. Hektor G. Preconi.

## Bücherschau

**Goethes Sprüche in Prosa.** Maximen und Reflexionen. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Krüger-Weßend. Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig 1908.

In wohlfeiler und angenehmer Ausgabe wird hier ein köstliches Gut auf den Weg zur allgemeinen Kenntnis geleitet: Goethes Spruchweisheit. Alle Gedanken, die sich dem großen Weltweisen aus der Betrachtung der Natur, des Lebens, der Menschen, von Kunst und Künstlern, von Philosophien und Wissenschaften ergaben, die er als kurze prägnant knappe Merkworte notiert hat, sind hier gesammelt: — eine Fülle von lebendigster Weisheit, die unmittelbar aus der Anschauung gewonnen ist, diese vertiefend, erweiternd und mit bewundernswertem Geist ins hellste Licht rückend, so daß sich aus dem Einzelgeschehnis seine typische Bedeutung, sein sittlicher Wert symbolisch ergibt. Hier waltet der beste Goethe, der uns in dieser kerngehaltigen Form mit seinen sittlich-intellektuellen Einsichten ein idealer Lebensführer wird; denn an wenig Orten tritt seine auf das höchste Ideal konzentrierte Lebenskunst so klar und unmittelbar hervor wie in diesen kurzen Sprüchen.

Daß diese wertvolle Weisheit dem gewichtigen Korpus der Goethephilologie entrissen und in nächste Lebensnähe gerückt wurde, ist sehr löblich und dankenswert.

O. Sch.

**Herman Bang:** Ludwigshöhe. Roman einer Krankenpflegerin. Autorisierte Übersetzung von Marie Franzos. Verlag S. Fischer, Berlin 1908.

Es ist die Geschichte eines Mädchenschicksals, die uns Herman Bang hier erzählt. Eine ganz einfache Geschichte. Rührend einfach sogar. Von einer Seele handelt die Erzählung, von einer Seele, die nur lebt, weil sie leben muß, weil sie einmal da ist, und die nun ohne Sehnsucht dahinwandert, immer gerade aus. Weil die schlichte Glorie ihrer einstigen Heimat ihn umhüllt, liebt sie einen Mann, der nur lebt, um zu genießen. Sie liebt ihn nur dieser Heimatserinnerung wegen, ohne Leidenschaft, ohne Hoffen; ihre zarte, zufriedene Liebe möchte ihm nur helfen, möchte ihm alles zu gute tun, und er nimmt ihr alles, was sie ihm freudig ohne Bangen gibt: sich selbst, und ihr ganzes Vermögen. Als aber der Genuß vorbei ist, geht er von ihr; ohne ein Wort zu sagen, sucht er einen neuen Weg . . . Sie aber, und ihre dankbar duldende Seele zehrt

innig von dem einsamen Rausch solchen Glücks, und sie wandert wieder weiter, immer gerade aus, umtönt vom dumpfen Alltag, der die Seelen mordete . . .

So lautet der Roman einer Krankenschwester. Bescheiden genug und ohne vielen Aufwand von Handlung. Aber als eine Tragödie der Seele flutet er dahin. Und die Melodie einer armen Seele greift mit schlichten Tönen an des Lesers Herz.

Wie Herman Bang erzählt, das ist echt nordische Kunst. Dies Buch, arm an Worten, reich an Seele, ist so kühl und ruhig, ohne Temperament; kalt wie Eis und durchsichtig wie Eis, so kristallklar, daß man in die tiefsten und geheimsten Abgründe der Seele blickt. Ohne daß auch nur mit dem leisesten Wort das Seelische seines verbergenden Faltenengewandes entblößt würde, erleben wir doch seine allerempfindsamsten Regungen. In zart angedeuteten Bewegungen huschen seine Reflexe über den Ton der Stimme, die Sprache des Gesichts, über die Gebärde der Hand, und sie sind so, in subtilster Kunst, Ränder der jeweiligen Gefühlsvariation.

Unser Dichter ist ein glänzender Beobachter. Alles sieht er und alles, jeder fernste Ausdruck ist für ihn die sichtbar gewordene Welle eines Gefühls. Hundert verschiedene Bilder gruppiert er mit meisterhafter Hand, und um alle schlingt sich der rote Faden der inneren Einheit. Diese Bilder sind unübertreffliche Milieuimpressionen; ohne viel Farbe geben ihre klaren, einfachen Linien einen höchst charakteristischen Eindruck, der mit unbeschreiblicher Deutlichkeit vor uns lebendig ist. Und die Personen drin sind scharfe Profilgesichter, deren Energie fast wie Härte wirkt — aber mit dem Untergrund einer mehr oder minder individuell veranlagten Seele, die in einem beständigen Kampf mit der Konvention lebt. Und in der Sprache, die mit ungesuchter Einfachheit und gesunder Kraft langsam, klar und ruhig dahinfließt, klingt ein eigentümlich schwermütiger Rhythmus, der die bange Stimmung des Buches doppelt reizvoll macht.

Herman Bangs neuer Roman ist kein Alltagswerk; es ist ein so vollendetes Kunstwerk, daß es die Berechtigung hat, gewisse Anforderungen an seinen Genießer zu stellen. Es hat eine traurige Melodie, dieses Buch, eine Melodie, die aus der Tiefe einer Seele herauftönt — wer sie in sich lebendig klingen lassen kann, wird einige edelernste Stunden und ein schönes Erinnern gewinnen. Otto Schabbel.

Honoré de Balzacs „Menschliche Komödie“. Deutsche Ausgabe der Romane und Erzählungen Balzacs in vierzehn Bänden, bearbeitet von Gisela Egel, Felix P. Greve, Ernst Hardt, Heinrich Mann, René Schickel, Karl Vollmöller, erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig.

Vielleicht wird man einmal das neunzehnte Jahrhundert nach dem Namen Balzacs benennen. Alles, was das Säculum geleistet hat, lag im Reime schon in dem Dichter der „Comédie humaine“. Goethe hat ihn ehrlich bewundert, Zola war sein Schüler. Und lesen wir seine Werke, so erscheinen sie uns heute so herrlich, unermesslich wie am ersten Tag. Unermesslich! In Balzacs Werken spiegelt sich die ganze Welt. An Kraft seiner Phantasie ist ihm nur Shakespeare zu vergleichen. Und zweifellos gibt es keinen, der so genau der Vertreter der objektiven Poesie ist, wie Goethe der der subjektiven. Man begreift kaum, daß so lange Zeit vergehen konnte, bis eine Neuausgabe der Werke Balzacs erschien. Nun liegt der erste Band vor mir, eingeleitet durch eine Vorrede Hugo von Hofmannsthal, die das Schönste ist, was der Wiener Dichter je in Prosa geschrieben hat. Eine gute Wiedergabe von Rodins Balzac-Statue schmückt den Band. Und die Namen der Herausgeber und Übersetzer bürgen dafür, daß die Uebersetzung würdig sein wird des großen Dichters. Die Auswahl ist von den besten Balzac-Kennern getroffen worden. — K. G. Wndr.

**Die Borjotratiker.** In Auswahl übersetzt und herausgegeben von Wilhelm Nestle. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.)

Diese Ausgabe der griechischen Philosophen vor Sokrates muß einem dringenden Bedürfnis abhelfen. Wir besaßen bisher nur die von H. Diels herausgegebenen „Fragmente der Vorsokratiker“, denen der ausgezeichnete Gelehrte zwar eine Übersetzung beigegeben hatte, die aber doch für ein größeres Publikum zu schwer waren. Die neue Ausgabe von Nestle wendet sich an die Laien. Sie bringt in einer ganz ausgezeichneten Auswahl und oft selbst die Übersetzung von Diels übertreffenden Übertragung die grundlegenden Fragmente der Vorsokratiker und bietet so ein vollständiges Bild des frühen griechischen Geisteslebens und zugleich die Andeutung aller in der Geschichte der Philosophie überhaupt aufgetretenen Probleme des menschlichen Denkens. Die von Nestle vorausgeschickte Einleitung ist ein vortrefflicher Führer in den Gängen der frühen griechischen Philosophie und füllt zugleich die Lücken der Überlieferung aus, sie zeichnet mit knappen Strichen die Persönlichkeiten der vorsokratischen Denker. Was diese Philosophen und Dichter gerade für unsere Zeit bedeuten, hat am schärfsten Friedrich Nietzsche ausgesprochen: „Wir nähern uns heute allen jenen grundsätzlichen Formen der Weltanschauung wieder, welche der griechische Geist in Anaximander, Heraklit, Parmenides, Empedokles, Demokrit und Anaxagoras erfunden hat — wir werden von Tag zu Tag griechischer, zuerst wie billig in Begriffen und Wertschätzungen, gleichsam als gräßlender Gespenster, aber dereinst hoffentlich auch mit unserm Leibe! Hierin liegt (und lag von jeher) meine Hoffnung für das deutsche Wesen! — Die eigentlichen Philosophen der Griechen sind die vor Sokrates (mit Sokrates verändert sich etwas). Das sind alles vornehme Personagen, abseits sich stellend von Volk und Sitte, gereift, ernst bis zur Düsternheit, mit langsamem Auge, den Staatsgeschäften und der Diplomatie nicht fremd. Sie nehmen den Weisen alle großen Konzeptionen der Dinge vorweg: sie stellen sich selber dar, sie bringen sich in System.“

Diese Ausgabe der Fragmente der

Vorsokratiker gehört in die Bibliothek jedes denkenden Menschen. — K. G. Wndr.

**Otto Erich Hartlebens** Ausgewählte Werke in drei Bänden. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Man hätte dem teuren Dichter des gastfreien Pastor kein würdigeres, unverwüftlicheres Denkmal setzen können als diese Ausgabe seiner ausgewählten Werke. Franz Ferdinand Heitmüller, dem wir schon die Briefe Hartlebens an seine Frau verdanken, hat sie herausgegeben und eingeleitet. Mit dieser Einleitung hat es eine ganz eigene Bewandnis: sie ist nicht wie so oft ein kritikloser Lobhymnus, sondern bringt ganz neues, bisher unbekanntes und überaus wertvolles Material zum Verständnis des Dichters: das Tagebuch seiner Mutter über den kleinen Otto Erich. Als sie am 30. Dezember 1876 starb, war ihr Ältester, unser Dichter, zwölf und ein halbes Jahr alt. Das Tagebuch war ihr Vermächtnis an den Sohn. Mit Erstaunen erkennen wir in dem Knaben schon viele Züge, welche sich später zum Glück oder Unglück des Menschen Otto Erich entfalteten. Wie teuer ihm selbst dies Tagebuch der Mutter war, sagen seine Worte in einem Brief an sein „Moppchen“ vom 2. Dezember 1889: „Das Buch von meiner Mutter über meine Kinderzeit schenke ich Dir freilich nicht, aber daß ich es Dir zum Lesen schicke, ist auch ein Geschenk, und vielleicht, wenn Du es so verstehst, nicht das Geringste“.

Die Auswahl ist ganz vortrefflich angelegt. In drei Bänden, von denen der erste die Lyrik, der zweite die Prosa, der dritte die Dramen enthält, steht alles vor uns, was Hartlebens Namen ewig verknüpft mit der Literaturgeschichte unserer Zeit. Die Gedichte — ein vollständiger Abdruck der Sammlung „Meine Verse“ von 1905 — spiegeln am deutlichsten die Zerrissenheit des Seelenlebens des Dichters wieder. In dem Bande Prosa steht Ernstes und Heiteres nebeneinander: „Die Serényi“ und „Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe“, „Wie der Kleine zum Teufel wurde“ und „Vom gastfreien

Pastor“, „Der Einhornapotheker“, „Der römische Maler“ und „Der bunte Vogel“. Von den Dramen hat der Herausgeber dem Jugendwerk „Angele“, ferner „Hanna Jagert“, „Die Erziehung zur Ehe“, „Die sittliche Forderung“ und „Rosenmontag“ Ewigkeitswert zuerkannt.

Eine Fülle von Poesie, von Lachen und Weinen, alle Töne vom wildesten Bierulk bis zum zartesten Seelenschmerz brechen aus diesen Bänden. Der Verlag hat alles getan, dieses Denkmal Hartlebens schön und vornehm auszustatten.

Nun ist es die Aufgabe des deutschen Volkes, durch den Kauf der Werke seine Liebe zu dem unvergeßlichen Otto Erich zu beweisen. — K. G. Wndr.

**Johannes B. Jensen: Madame d'Ora.** 1907. — **Himmerlandsgeschichten.** 1908. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Von den zahlreichen jungen Dichtern, die man in den letzten Jahren als Genies ausgerufen hat, ist Jensen einer der wenigen, deren Namen man sich wird merken müssen. Und es wird leicht gelingen; denn in ihm tritt uns ein ganz Eigener entgegen. Liest man nur die ersten Seiten seines Romanes, so wird man wohl ein wenig den Kopf schütteln über all die seltsamen Menschen und Dinge, die uns hier entgegentreten; aber man wird zugleich die Empfindung haben, daß dieser Dichter ein Pfadfinder ist und ein Bahnbrecher zugleich. Man liest von Verbrechern, von spiritistischen Sitzungen, von Gespenstern und unerhörten Erfindungen, das ganze Instrumentarium schlimmster Detektivromane breitet sich vor uns. Dennoch: ein Künstler hat dieses Buch geschrieben, ein Dichter von so grenzenloser Phantasie, daß er uns mit sich fort reißt und uns voll Interesse erfüllt für seinen Edmund Hall, für die kleine Mirjam Rarekin und Madame d'Ora, die Titelheldin. — In den „Himmerlandsgeschichten“ führt er uns aus dem tollen Amerika in seine deutsche Heimat. Mir scheint der Künstler Jensen in diesen einfachen, stillen Dorfgeschichten noch größer als in den größten Ausgeburten seiner Phantasie. Er

ist einer der Großen, wenn er hier voll Liebe und Humor, doch ohne Schönfärberei von den Landen, in denen er als Kind gelebt, und von den Menschen seiner nordischen Heimat erzählt. —

K. G. Wndr.

**Die Hexe vom Triesnerberg.** Erzählung von Marianne Maidorf. (Verlag Art. Institut Drell Füßli, Zürich.)

Eine liebenswürdige Dilettantenarbeit, die nicht ohne Talent geschrieben ist. Freilich, zu einer Veröffentlichung lag kein Anlaß vor; man pflegt sonst solche „Werke“ nur dem Familienkreise zugänglich zu machen. Die Erzählung, die die Frauenhand fast in jeder Zeile verrät, behandelt die Lebensgeschichte eines jungen Mädchens, das von einer Nebenbuhlerin der Hexerei bezichtigt und dann schließlich auch als Hexe auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird. Das wird mit einer gehörigen Dosis Sentimentalität und großem Ernste geschildert. Marianne Maidorf steht noch ganz im Banne einstiger Lektüre: man glaubt eine Geschichte aus der Zeit Hackländers zu lesen, nur daß aller Witz und Humor fehlt. Am besten sind der Verfasserin die Charakterzeichnungen gelungen, die meistens recht lebendig und anschaulich sind. Auch manche hübsche Stimmung versteht die Autorin festzuhalten, nur läuft ihr dabei ab und zu eine Ungeschicklichkeit unter, die sie um die ganze Wirkung bringt. Die neun Illustrationen von P. Balzer scheinen aus derselben Zeit zu stammen wie die Erzählung selbst. Sie sind geschmacklos und ungeschickt; ausgenommen sei nur die Darstellung des Abdrückens „Der Schrätzig“, das von Humor und nicht üblem zeichnerischem Blick zeugt. G. Z.

**Theodor Wolff: Pariser Tagebuch.** (Verlag von Albert Langen in München.)

„Früher, in jenen Jahren, als die Jünglinge noch Gemüt hatten, schlang man um die Tagebuchblätter seiner Liebeszeit ein tränenbenetztes rosaoidenes Band und schrieb auf den Umschlag den Namen der Geliebten: „Adelaide“. Ich umwickelte diese losen Blätter, die ebenso viele Liebesbriefe sind, mit einem Bande, das nicht

rosaseiden zu sein braucht und schreibe darauf den teuren erinnerungswedenden Namen: „Paris“.

Diese Worte stehen am Schluß der Einleitung von Theodor Wolffs „Pariser Tagebuch“. Zwölf Jahre lang lebte Wolff als Korrespondent des „Berliner Tageblatt“ in Paris; zwölf Jahr lang bildete in Berlin ein Feuilleton von Theodor Wolff ein Tagesereignis. Im vorigen Jahr wurde Wolff als Chefredakteur seiner Zeitung zurückberufen. Noch einmal ließ er in diesem Augenblick seine Blicke über die zwölf Pariser Jahre zurückfliegen, noch einmal mag er in seinen Berichten geblättert und seine liebsten Erinnerungen in diesem „Tagebuch“ zusammengestellt haben. Ich kenne wenige Bücher, die so voll sind von Leben wie dieses. Man mag es aufschlagen, wo man will: jeder der hier gesammelten Aufsätze ist wie ein Lichtstrahl, der am Morgen nach einer schwarzen Nacht in unser kleines Zimmer fällt und uns erzählt von der großen Welt. Ja, von der großen Welt! Es ist Pariser Luft, die durch dieses Buch weht. Man hat das Gefühl, daß Paris diesem Manne, der die Seinestadt so heiß und glühend geliebt hat, seine Geheimnisse und Schönheiten wie keinem zweiten erschlossen hat. Wolff plaudert von den großen Ereignissen der Zeit, von den großen Männern von Paris, von tausenderlei, das an sich unwichtig und bedeutungslos erscheinen mag, und das sein Leben nur dem Erzähler verdankt. Denn Wolff ist zweifellos einer der glänzendsten Journalisten unserer Zeit, voll von Bildung und Wissen, voll Geist und Wit. Man hat, wenn man dieses Buch gelesen hat, nur den einen Wunsch: könnte uns Wolff nicht eine Fortsetzung dieses Pariser Tagebuchs schenken?

K. G. Wndr.

**Johann Adam Horn.** Wir wollen es nur gestehen: wir hatten ihn fast vergessen mit seinen krummen Beinen, seinem blauen Bart und seiner unverwüsthlichen Heiterkeit. Er war einer der vielen Menschen, die das Glück hatten, den Weg des jungen Goethe zu kreuzen, und die „Liebe

und Aufmerksamkeit“, die Horn dem jungen Genius entgegenbrachte, warf einen Schimmer von Unsterblichkeit über ihn. Plötzlich aber ist er wieder in aller Munde. Es ist Heinrich Pallmann gelungen, in einer Auktion ein anonym erschienenenes Bändchen: „Jugendliche Musarbeitenen bey müßigen Stunden, Frankfurt und Leipzig, in der Eßlingerschen Buchhandlung 1766“ zu erstehen und als Werk Horns nachzuweisen. Soeben ist ein Neudruck dieses Buches im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen. Schon Goethe hatte uns ja erzählt, daß sein Freund, „das Hörnchen“, den er 1765 durch Ludwig Moors kennen gelernt hatte, der ihm seit der Ostermesse 1766 in Leipzig ein treuer Freund und verständnisvoller Vertrauter seiner Liebe zu Käthchen Schönkopf war, und der ihn noch auf seiner entscheidenden Fahrt nach Straßburg, hin zu Herder und Friederike Brion, bis Mainz begleitete, sich durch seine Dichtungen zu poetischen Arbeiten hatte verführen lassen. Bisher kannten wir nur seine Zusätze zu dem Goetheschen Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel und die in seine Briefe eingestreuten Verse. In der neuen Ausgabe Pallmanns lernen wir Horn als den echten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts kennen. Hagedorn und Zachariae, Gellert und Lessing waren seine Lehrer. Aber nicht diese trockenen Alexandrinergedichte sichern diesem Büchlein Unsterblichkeit, sondern eine poetische Abschiedsrede, die Horn am 8. September 1765 seinen Freunden, die Frankfurt verließen, gehalten hat. Hier stehen die zweifellos an Goethe gerichteten Verse:

„Nun, du geliebter Freund! der du nach Leipzig eilest  
Verlaß dein Vaterland! was hilft's, wenn du  
verweilest?

Zieh froh ins muntre Sachsen, wohin du lang getracht,  
Ins Land, wo man die schönste und beste Verse macht.  
Berwecheln nunmehr den Maynstrom mit der Pleiße.  
Ich wünsche dir, mein Freund, von Herzen gute Reise.  
Du hast von Kindesbeinen der Dichtkunst nachgestrebt,  
Drum zeig uns, daß dich diese mehr als der Zus belebt.  
Eil zu den Musen hin, die an der Pleiße wohnen!  
Sie werden dorten dich und deinen Fleiß belohnen.  
Zeig daß dir deine Muse noch immer günstig ist,  
Und daß du auch in Leipzig wie hier, ein Dichter bist“.

Es ist der Jugendfreund Goethes, nicht der Dichter, dessen wir gedenken. Horn

ist sein Leben lang in Frankfurt geblieben und in der alten Krönungsstadt, in der er am 10. Januar 1749 geboren war, am 9. April 1806 gestorben. Es mag seine letzte Freude gewesen sein, als ihm im Jahre 1805 Goethes Sohn, der seine Großmutter besuchte, die herzlichsten Grüße seines Vaters überbrachte. In „Dichtung und Wahrheit“ hat Goethe an mehreren Stellen mit liebevollen Worten seiner gedacht, denn „er verdient wohl, daß ich seiner in allen Ehren gedenke, da er viele Jahre mit unendlicher Liebe, Treue und Geduld an mir gehalten hat“. —

K. G. Wndr.

**Max Steiniger:** Musikalische Strafpredigten. Veröffentlichte Privatbriefe eines alten Grobians. Zweite, stark vermehrte Auflage. Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München 1908.

Eine wahre Kapuzinerpredigt schallt uns ins Ohr, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Sie ist so grob, so boshaft, daß man glauben möchte, ihr Autor stamme aus der Schule Hans von Bülow's. Aber sie trifft den Nagel auf den Kopf! Man kann nicht sagen, daß auch nur ein einziger von all den Peitschenhieben, die da so erbarmungslos auf Sänger, Kapellmeister, Kritiker, Gesangslehrer, Verleger und was sonst noch mit der musikalischen Kunst etwas zu tun hat, herniederklatschen, ungerechtfertigt wäre — sie alle haben Grund und Zweck. Klingt dies Donnerwetter auch manchmal übertrieben komisch, so soll man doch nicht seinen bitteren Ernst verkennen, der ohne alle Schonung einen Sumpf im modernen Kunsttreiben — ach, nicht bloß im musikalischen! — aufdeckt. Das Motto sagt: „Nicht für den lieben Nächsten bloß, 's ist manches auch für dich, o Mensch, beweine dein' Sünde groß! Wen's juckt, der kratze sich. . . .“

Ich möchte, daß dieses Buch jedem Musiker, allen überhaupt, denen die Musik irgendwie nahesteht, in die Hand gedrückt wird. Ich bin sicher, mancher wird geknickt in sich gehen, als reuiger Sünder Asche

auf sein Haupt streuen und — ein neues Leben anfangen. Zum Heile der Kunst!

O. Sch.

**Briefe von Otto Erich Hartleben an seine Frau.** (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Kommende Generationen werden beim Klange von Hartlebens Namen vielleicht noch an den Pastor denken, der stillvergnügt lächelnd aus dem Fenster des recht zweifelhaften Hauses herauschaut oder an die Lore, die ihren abgerissenen Knopf durch einen Blumenstrauß verdeckt. Vielleicht werden seine Humoresken dann noch leben. Sicherlich aber wird man sich seiner noch erinnern als des ewigen, lustig zechenden, sorgenlosen Studenten Otto Erich, und der Literaturhistoriker wird sagen: der Mensch war mehr wert als seine Werke. Dem Menschen Hartleben gehört die soeben erschienene Publikation seiner Briefe an seine Frau, an sein „Moppchen“. Der erste Brief, geschrieben von dem stud. jur., stammt aus dem Jahre 1887; die letzte Nachricht, ein Telegramm der Geliebten des Dichters an seine Frau, lautet kurz: Sato, 11. Februar 5 Uhr 45 Nachm. „Erich tot“. Dazwischen spielt sich das Lebensdrama zweier Menschen ab, des Dichters Otto Erich, der, wie die Briefe zeigen, keineswegs immer so lustig war, wie man gern glauben möchte, der im Gegenteil von schwerer Melancholie befallen wird, besonders in Augenblicken, in denen er zerrissen wird von seiner Liebe zu zwei Frauen, und seines „Moppchen“, an der Hartleben die „Erziehung zur Ehe“ praktisch erprobt hatte. Im Anfang lehrt er sie orthographisch schreiben, schickt ihr Bücher und erklärt ihr die Bedeutung Zolas und Maupassants. In den letzten Jahren aber macht sie ihm Vorschläge für neue Dichtungen und ist ihm sein bester Kritiker. Weit mehr aber ist sie ihm! Nach ihr allein müßte dieses Buch genannt werden. Hartleben war kein großer Brieffschreiber, seine Briefe sind uns lieb, weil er sie geschrieben hat, trotzdem sie das Schönste zerstören, was er uns hinterlassen hat: die Legende des sorgenlosen Otto Erich. Ihre Briefe aber, die über-

flossen von Liebe, lassen uns in das Herz einer Frau schauen, die wohl verdient, daß ihr Name neben den Namen all der Frauen genannt wird, die mit unsern Dichtern ihr oft allzuschweres Leben gelebt haben. Wie wundervoll ist es, wie sie sich Isuleins annimmt, des Kindes ihres geliebten Erich, das nicht ihr Kind ist. Und wie erschütternd klingt es, wenn sie nach all den unsagbaren Qualen, die ihr das Zusammenleben des Dichters mit einer andern Frau bereitet hat, diesem zuruft: „Was brauchen fremde Menschen zu wissen, welches Leid dein Moppelchen trägt, welche Schatten auf unserm Leben liegen“. Nun wissen es fremde Menschen. Und nur ein Gefühl werden sie dieser Frau gegenüber haben: Hut ab vor ihr! Ihr Leben wäre uns teuer, wäre sie auch die Frau des Unbekanntesten gewesen. Ihr Rosenname „Moppchen“ ist recht eigentlich der Titel dieses Buches. — K. G. Wndr.

**Jos. Victor von Scheffel.** Nachgelassene Dichtungen. (Verlag Adolf Bonz & Cie., Stuttgart).

Als Ergänzung der Gesamtausgabe der Werke Scheffels erscheinen jetzt die nachgelassenen Schriften des Dichters. Der Nachlaß erwies sich weit umfangreicher als man erwarten konnte. Neue Lieder aus der Jugendzeit, aus den Aventure-Jahren, Festgedichte und Gedensprüche aus den letzten Jahren seines Lebens lernen wir kennen, vor allem fünf größere Dichtungen, die das uns so liebe Bild

des Dichters des „Eckehard“ nach allen Seiten abrunden. Brölß hat ein kurzes Vorwort geschrieben. Die äußere Ausstattung ist entsprechend der Gesamtausgabe. K. G. Wndr.

**Hegels Religionsphilosophie.** (Verlag Eugen Diederichs in Jena.)

Das Suchen nach einer neuen Metaphysik, das unserer Zeit eigentümlich ist, erforderte den Neudruck der Religionsphilosophie Hegels. Zwar scheint es mir verfehlt, unsere Zeit eine „neuhegelianische“ zu nennen, sicherlich aber haben wir wieder die Achtung vor Hegels Größe zu fühlen gelernt, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts größenwahnsinnige Naturforscher zu verlachen wagten. Hegel hat die Vorlesungen über die Religionsphilosophie viermal an der Berliner Universität gehalten. Nach seinem Tode hat sie sein Schüler, der Theologe Philipp Marheineke, zusammengearbeitet. Der neue Herausgeber, Professor Arthur Drews, hat sie gekürzt, um sie so verständlicher zu machen, und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen. Er schickt dem Ganzen eine ausgezeichnete Einführung in die Spekulation vor Hegel und in Hegels System voraus. Diese „Vorlesungen über die Philosophie der Religion“ vermitteln ein eindruckvolles Bild der gesamten Hegelschen Philosophie, sie haben die Entwicklung der Philosophie und Theologie nach Hegel am nachhaltigsten beeinflusst und besitzen auch für uns in ihren Hauptgedanken noch die größte aktuelle Bedeutung. K. G. Wndr.




---

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid** in Bern. Alle Zuschriften, die den Textteil betreffen, sind direkt an ihn zu richten. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. **Gustav Grunau** in Bern.